



Foto: Bildagentur-online

Der Entlassungsschock

Erfahrungsbericht eines Krebskranken

Wulf Schröder

■ Wulf Schröder beschreibt, wie er die gute Nachricht, vom Krebs geheilt zu sein, aufgenommen hat: mit Fassungslosigkeit und einem Zusammenbruch. Und der Angst, nun endgültig verrückt geworden zu sein.

Die Situation war auch unglücklich. Am Montag nach dem Chemotherapie-freien Wochenende war ich zur Blutentnahme in der Klinik erschienen, zum obligatorischen, schon gewohnheitsmäßig absolvierten Akt des Über-sich-ergehen-Lassens, doch noch immer unter Hochspannung absolviert, mit mühsam unterdrücktem Lampenfieber: in jeder Pore den alten Geruch der Angst.

Mein betreuender Arzt hatte dienstfrei, ein junger, noch recht unerfahrener Assistent vertrat ihn. Er nahm die Proben im Besucherzimmer – nett,

mit Publikum – gab sie zum Labor, kehrte zurück. Räuspern, Setzen.Pause. Und eröffnete mir dann so unvermittelt wie ungerührt, dass das Spiel gespielt war, ausgespielt, gewonnen. In einem Nebensatz. Gewonnen? Gewonnen. Punktum. Alles Gute. Vorbei.

Ich verstand nicht.

Wie – vorbei ...? Hier gibt's kein Vorbei. Ich bin hier im Krieg, ich bin im Kampf! Ich trage das Gewehr, das Bajonett aufgepflanzt, ich bin ein Killer ... Ich komme eben aus dem Schützengraben und suche den Schutz des Unterstands, ich bin dreckver-

schmiert und blutig, meine Haut riecht nach Tod, und da sagt ihr mir: Der Krieg ist vorbei, gib das Gewehr her, häng' den Helm an den Haken, schnür' dein Bündel, geh' packen?! Auf, heimwärts?

Ich verstand nichts mehr.

So kam der wirkliche Schock erst mit der Remission, mit der Botschaft: Sie sind geheilt. Mit der Mitteilung: Fertig, das war's. Keine weitere Chemo. Alle Werte im grünen Bereich, CT und Röntgen schon länger ohne Befund, die Tumormarker okay. Ich folgte versteinert, versuchte zu verstehen, wollte nicht glauben und brach dann zusammen. Anwesende Besucher glotzten verständnislos, tuschelten vernehmbar: „Wieso, ick dachte, det war 'ne jute Nachricht?“ – Schulterzucken: „Keene Ahnung ...“

Ich hatte Mühe, meiner selbst und meiner Tränen Herr zu werden, und bat um ein paar Minuten für mich allein. Der Assistent entfernte sich, die Besucher verharrten stoisch auf ihren Plätzen, glotzten. Feingefühl auf Nappaleder.

Ich ließ mich schütteln von unbekanntem Gefühlen, von Sinnzweifeln und innerer Entfremdung. Suchte Begreifen und fand nur mehr ein Nichts. Klammerte mich an kurze Augenblicke der Beherrschung, ließ Zeit verstreichen.

Zeit, gib mir Zeit.

Später dann führte ich das Gespräch zu Ende, erledigte die notwendigen Formalitäten und verabschiedete mich von den Mitarbeitern meiner Station. Ich fand Worte des Danks und empfang Anzeichen geteilter Sympathie. Ich sammelte mich erneut, trat dann ins Freie, in den Vorhof, am Pförtnerhäuschen vorbei, zurück auf die einsame Straße.

Hier brach ich vollends zusammen.

Okay, okay. Das war zu viel für dich. Du bist verrückt geworden. Etwas ist zerrissen in dir. Du bist undankbar. Nicht mehr normal. Du bist es nicht mehr, nicht mehr du. Fang dich. Denk realistisch. Sei dankbar. Denk an die vielen, die es nicht geschafft haben. Oder an jene, die es nicht mehr schaffen werden. Dankbar solltest du jetzt sein, dankbar, ausgelassen herumtollen wie ein junger Rüde, den Himmel und die Welt umarmen. Dem Himmel danken. Stattdessen rennst du heulend durch die Straßen, kopflos und weinerlich, als kämst du von deiner eigenen Beerdigung. Verbirgst dein Gesicht unter

Tüchern und Kapuzen, möchtest schreien vor Verzweiflung, und weißt doch nicht, warum. Es gibt keinen vernünftigen Grund, glaub mir, im

*„Du bist verrückt
geworden. Etwas ist zerrissen
in dir. Du bist undankbar.
Nicht mehr normal.“*

Gegenteil. Du musst verrückt geworden sein, verrückt. Es war zu viel. Du kannst es nicht mehr fassen.

Die Depression wurde übermächtig

So lange gekämpft, doch der Erfolg war kaum zu vermitteln – allen anderen wohl, keinesfalls aber mir. Die Welt blieb unreal. Überschwänglich vorgebrachte Glückwünsche zur Genesung trafen nur meine Gefühllosigkeit, allenfalls eine Art ermattetes Desinteresse. Keine Regung, keine Freude. Lebenslust passé. Chemo und Traumata wirkten nach. Nicht enden wollende Übelkeit bestimmte meine Tage und Nächte. Die Depression wurde übermächtig. Ich fraß an gegen meinen Drang zum Erbrechen, wie eine Schwangere zwischen Erdbeertorte, Sahnesteif und Gurkenglas, sammelte Körperfülle kiloweise. Heulte mich durch die grauen Nächte endloser Wochen und wusste noch immer nicht, warum. Ich fand keinen Sinn und gab schließlich auch die Suche danach auf. Ich fühlte noch immer keine Dankbarkeit gegenüber meinem gnädigen Schicksal, fand keine Wege aus der dumpfen, ungreifbaren Verzweiflung, für die es doch keinen Grund mehr gab. Ich kannte und erkannte mich nicht mehr. Ich war ein anderer geworden.

Der wachsende Verdacht, damit nun endgültig verrückt geworden zu sein, machte das Leben nicht leichter. Ich hatte neu zu lernen. Ich lernte, mit den Menschen des normalen Lebens gerade so normal umzugehen, dass ich keine Neugierde, keine vermeidbaren Nachfragen erweckte. Ich lernte zu täuschen, harmlos zu tun, mich zu verbergen, mein Innerstes zu verstecken. Begegnungen hielt ich nie lange durch. Ich

war schnell gelangweilt, desinteressiert am Geschwätz um alltägliche Banalitäten. Ich zog mich zurück, suchte die Stille, das Alleinsein, mich selbst. Wer sollte mich verstehen, da ich mich selbst nicht verstand? Lasst mich doch alle in Frieden ...

Eine simple Sache der Kraftenteilung

Die wirklichen Hintergründe verstand ich erst viel später. Erst später, in der Kur, im psychologischen Gespräch, platzte endlich der erdrückende Knoten:

Es war eine simple Sache der Kraftenteilung. Alles Denken und Fühlen hatte sich so lange Zeit mit aller Energie allein auf den Körper konzentriert – auf Kampfbereitschaft, auf Wachsamkeit, auf das beständige Horchen: Alle Systeme bereit? Irgendwelche Ausfälle? Neue Komplikationen? Schwellungen, Thrombosen, Embolien? – Was macht das Nervensystem? Ein Kollaps im Anmarsch? Der Stress schlechthin – Survival pur.

Kein Platz für Ängste. Einzig Überleben war das Ziel. Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit, Heulkrämpfe und Depressionen wurden nur zeitweilig, während der Therapie-Pausen – und auch da nur vereinzelt – zugelassen, zu meist aber wegnoriert. Einziges Ziel: Ich will hier bleiben. Ich will leben. Überleben. Kein Raum für Gefühle, schon gar nicht für die Facetten der verwundeten Seele in all ihren unauslotbaren Tiefen.

Dann plötzlich das: Aus und vorbei. Sie sind durch. Geheilt. Quitt. Ab, nach Hause. Der Job ist getan. Jetzt sind Sie dran.

Jetzt bin ich dran. Danke. Ich. Wer ist ich?

Und, wie zur Antwort, kotzt sich die Seele aus. Plötzlich und ohne jede Vorwarnung. Verlangt ihr Recht, stülpt gnadenlos ihr lang behütetes, schlichtweg ignoriertes, innerstes Sein nach außen. Fordert endlich Beachtung von ihrem Wirt, der unfähig ist, ihr zu folgen, der einfach verlernt hat, Gefühle überhaupt noch zuzulassen. Und die Seele hat Nachholbedarf. Und fordert ein, und fordert mehr, verlangt uns alles ab, was wir ihr so lange Zeit versagt haben. Und sägt und bohrt, saugt uns auf, saugt uns leer. Bis hin zum Kollaps.

Hilfe, ich *kann* nicht mehr!

Warum die Kur so wichtig ist

„Schicken Sie mich um Gottes Willen nicht in so ein Siedenheim, wo die Gestörten, Gestrandeten und Depressiven sich durch Tag und Nacht über ihre Defekte austauschen ...“ Dies war meine erste Reaktion, als die Sozialberaterin der Krankenkasse nach meiner Remission auf die Möglichkeit einer Rehabilitationskur zu sprechen kam.

Nun, ich kenne viele, die so dachten. Das Echo der Angst, geboren aus Unkenntnis. Was wusste ich denn schon? Eine erhebliche Zeit meiner Krankheit hatte ich als einziger onkologischer

Patient auf der urologischen Abteilung verbracht, als Exot gewissermaßen,

ohne den geringsten Kontakt zu anderen Krebsies. Meine verunsicherte Phantasie vermittelte mir Schreckensbilder von schwerstbehinderten Gemütskranken, die sich hemmungslos und selbstmitleidig ihrer Tristlosigkeit ergaben; Menschen, mit nichts anderem mehr beschäftigt, als sich selbst oder einander pausenlos ihre schaurigen Krankheitsgeschichten vor- und herunterzubeten. Bleib mir fort damit!

Meine längerfristigen körperlichen Defekte waren kaum geeignet, nach



Foto: Linie 4

außen hin eine wie immer geartete Aufmerksamkeit des flüchtigen Betrachters zu erregen, und meine Seele hielt ich wohlweislich unter Verschluss. Natürlich hatte ich meinen Behinderenantrag gestellt, bestrebt, mir zum Ausgleich für Erlittenes wie Bleibendes meine Ration an Nutzen zu sichern – aber behindert, so richtig behindert? – Nein, das war doch etwas völlig anderes.

Steckt mich in die Reha, gebt mir Sport, Bewegung, neuen Mut, neue Kraft. Führt mich zurück ins Leben. Aber in einer normalen Klinik, unter normalen Menschen. Man will sich ja schließlich erholen ...

Die Beraterin lächelte weise und sagte nichts.

So landete ich denn auch zuverlässig – wenn nicht in einer reinen Krebsklinik – so doch in einer Mischklinik. Urologische, Gynäkologische, Orthopädische, dazwischen die Onkologischen, jede Menge Krebs. Die Angst ist der

Weg, spricht der Grieche, und nun, da ich diesen Weg gegangen bin, muss ich ihm Recht geben.

Denn mit der Kur kamen die Gespräche. Und mit den Gesprächen ein beginnendes Verstehen der Zusammenhänge. Die Kenntnis davon, dass unzählige Krebsies sich nach ihrer Genesung ebenso tief im Wald der Zweifel und Depression verirren, dass sie – wie ich selbst, wie nahezu jeder Frischling – zunächst darin gefangen bleiben. Und mit dieser Erkenntnis öffnete sich ein erster, vorsichtig ertastbarer Weg aus der Ratlosigkeit: Du bist nicht allein. Schon längst nicht der Einzige. Alles ganz normal, bei dir wie bei den anderen. Es will nur mancher erst einmal verarbeitet sein.

Doch Verarbeitung erfordert Mut – den Mut, Selbstzweifel kritisch an uns heranzulassen, die Bereitschaft, eine offene Auseinandersetzung mit uns selbst zu wagen, letztendlich zu akzeptieren, dass wir wirklich auf die Hilfe Dritter angewiesen sind. Einmal an diesem Punkt angelangt, brauchen wir eigentlich nur noch „ja“ zu sagen: Ja, ich will. ■

Anmerkung

Dieser Text ist ein Auszug aus dem Buch von Wulf Schröder: „Der Feind in meinem Körper. Ein Ratgeber für Krebspatienten, Freunde und Angehörige“, Mabuse-Verlag, 356 S., 22,90 Euro, ISBN 3-935964-81-1.

Weitere Erfahrungsberichte

Im Dr. med. Mabuse sind bereits andere Artikel erschienen, in denen Betroffene über ihre Krebserkrankung berichten:

- Anonym: „Nicht pfleglich behandelt“. Erfahrungsbericht eines Krebspatienten, Dr. med. Mabuse Nr. 138, S. 44-46
- Germanus Hungeling: Krebs oder Tumor ist, wenn man trotzdem lacht, Dr. med. Mabuse Nr. 117, S. 56-60

Außerdem sehr lesenswert:

- Kurt W. Schmidt: Harte Prüfung. Krebs im Film, Dr. med. Mabuse Nr. 131, S. 39-44

Wulf Schröder

geb. 1958, ist technischer Vertriebsleiter in der Mikrocomputerbranche. Seit seiner Krebserkrankung im Jahre 1997 ist er mit vielen Patienten und Angehörigen in Berührung gekommen und hat seine eigenen und deren Erfahrungen aufgeschrieben.